

**Amerikanische Südpolstation „Amundsen-Scott":** „In der Kälte und bei der körperlichen Anstrengung bleibt für erotische

# „Der letzte Trip auf Erden"

Wilhelm Bittorf und Ulrich Jaeger über Reinhold Messner und Arved Fuchs in der Antarktis (IV)

Die Antarktisfahrer der Jahrhundertwende nannten das Ziel ihrer Sehnsucht den „damenlosen Süden" („ladyless South"). Die meisten von ihnen sahen darin keinen Nachteil, auch wenn sie es nicht so plattfüßig formulierten wie der amerikanische Polarflieger Richard Byrd: „Die Antarktis ist der friedlichste Ort der Welt, weil es dort keine Frauen gibt."

Expeditionsteilnehmer waren zumindest am Anfang froh, den schwierigen Beziehungen zum anderen Geschlecht für zwei, drei Jahre zu entrinnen. Sie wollten hinaus aus den Komplexitäten der Zivilisation und hinein in die große Einfachheit der Eisöde. Nie hätten sie ahnen können, was Reinhold Messner und Arved Fuchs am Südpol begegnete – dem Ort, den Captain Scott als „schaurig", doch unbedingt frauenlos erlebte.

Am Silvestermorgen waren die beiden an der US-Polstation angekommen, hatten bei den Bauarbeitern in der Baracke J-5 Unterkunft gefunden und geruht, ohne sich noch weiter umzusehen. Am Abend (doch die Sonne stand noch genauso über dem Horizont wie am Mittag) erschienen drei junge Frauen in dem Aufenthaltsraum der Baracke, unter ihnen die 22jährige Donna Patterson, die ihres üppigen Busens wegen „Wobble" genannt wird.

Die drei vermummten Grazien wollten die zwei Polgänger zur Silvesterparty abholen und führten sie unter die große Aluminiumkuppel, das Schutzdach für mehrere geräumige Container, die das Zentrum der Polstation bilden. Dort mischte sich ins ständige Wummern der Dieselgeneratoren grelle Musik – der Cafeteria-Container war zum schummrigen, überheizten Festlokal hergerichtet. „In dem Menschengewühl da drin", so Arved Fuchs, „haben wir erst gemerkt, wie viele Frauen es in der Station gibt" – nämlich 16 unter 99 Personen Gesamtbesatzung.

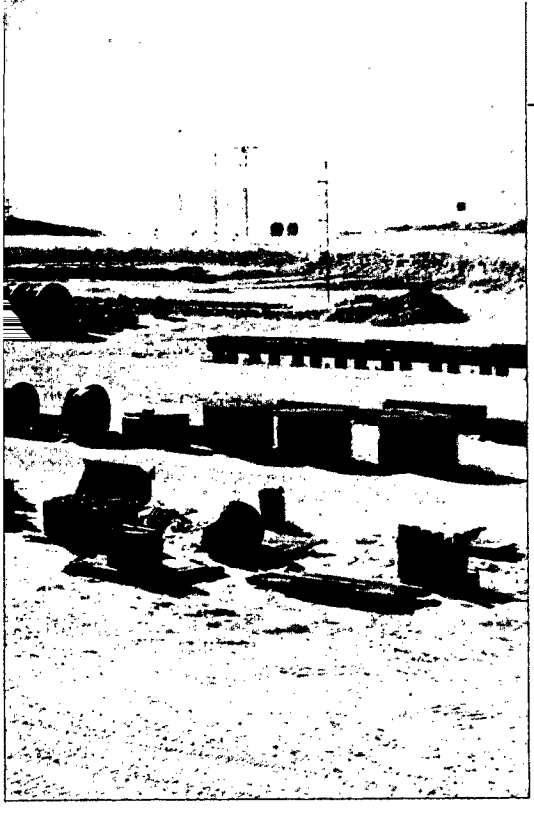
Einige von ihnen hatten sich entblättert wie für einen Faschingsball und bemühten sich, die beiden Eisläufer aufzutauen. Sie setzten ihnen mit Engtanz, mit Küssen und Einladungen zum gemeinsamen Saunabesuch so zu, daß die beiden Männer bald höflich dankend den Rückzug antraten. Dieser irrsinnige Szenenwechsel nach Tausenden Kilometern Einsamkeit war zuviel für sie.

„In der Kälte und bei der körperlichen Anstrengung bleibt für erotische Wünsche nichts übrig", sagt Reinhold Messner. „Die Biologie zieht sich in unserer Situation auf das zurück, was zum Überleben notwendig ist." Auch Arved Fuchs hat „keine Entzugserscheinungen". Auch für ihn reduziert der Trip das Leben auf die „elementaren Dinge: Wie halte ich meine Hände warm, wie werde ich mit meinen Fußbeschwerden fertig, stimmt die Navigation". Bei aller Wertschätzung für die gastfreien Amerikanerinnen – beiden wäre es lieber gewesen, wenn sie am Pol „nur das Depot mit unserem Proviant" vorgefunden hätten.

So gingen sie am 3. Januar fast erleichtert wieder hinaus in die „White Mama" – diesen Namen haben die Amerikaner am Pol der glitzernden Unermeßlichkeit ringsumher gegeben. Endlich war der Moment gekommen, auf den sie im klingenscharfen Gegenwind vor dem Pol so große Hoffnungen gesetzt hatten: Von jetzt an würden sie den Wind im Rücken haben. Von jetzt an würden sie sich und ihre Schlitten von ihren Gleitschirm-Segeln ziehen lassen.

Zwar war die Brise mäßig, als sie aufbrachen. Aber ihre Drachen blähten sich vor ihnen wie rechteckige Spinnaker und schleppten sie erst gemächlich und dann schneller hinaus in die weiße Weite des Polarplateaus, fast 3000 Meter über dem Meer und der Küste, der sie nun wieder entgegenreisen. 1430 Kilometer lang ist der Weg: erst 500 Kilometer durch die weiße Leere der Hochfläche, dann über den 200 Kilometer langen, bis zu 40 Kilometer breiten Beardmore-Gletscher, einen gefrorenen Amazonas, durch das Transantarktische Gebirge und hinunter auf den gewaltigen Eisschild des Ross-Schelfs, größer als Frankreich.

Noch einmal 700 Kilometer lang ist die Distanz vom Fuß des Beardmore-Gletschers über das Ross-Eis bis zur



Wünsche nichts übrig"

Endstation McMurdo-Bucht/Ross-Insel. Es ist die Route, auf der Robert Falcon Scott und seine vier Gefährten 1912 auf dem, wie er schrieb, „zermürbenden Rückweg" vom Südpol zugrunde gegangen sind.

Doch als Fuchs und Messner mit ihren Segeln und schwerbeladenen Schlitten im gefrorenen Nichts der Pol-Ebene verschwanden, schrumpfte ihre Verbindung mit der Außenwelt auf ein nacktes Minimum. Beide Männer weigerten sich, das leichte kleine Spillsbury-Funkgerät mitzunehmen, das sie auf dem ersten Teil ihrer Reise bis zu den Thiel-Bergen bei sich hatten. Das Gerät funktionierte bei den miserablen Funkbedingungen in dieser Saison nur über kurze Entfernungen. Ein stärkeres Gerät kam aus Gewichtsgründen nicht in Frage.

Bleibt nur das High-Tech-Ortungssystem „Argos", das die beiden schon auf der Strecke von den Thiels zum Pol benutzten. Die Signale eines automatischen Senders auf Arveds Schlitten werden von zwei Satelliten in der Erdumlaufbahn aufgefangen, zugeordnet und an das Computerzentrum der französischen Raumfahrtbehörde CNES in Toulouse übermittelt (denn die Franzosen haben das System gemeinsam mit den Amerikanern entwickelt). Der bis auf 200 Meter genau bei CNES errechnete Standort der beiden Wanderer wird von Toulouse täglich per Telex an die SPIEGEL-Berichterstatter in Punta Arenas, Südchile, weitergegeben.

Nur magere Koordinaten, die jeweils einen Punkt auf der Erdoberfläche markieren – 88 Grad 34 Minuten Süd; 165 Grad 54 Minuten Ost –, erzählen vom Vorankommen und von den Stockungen der Expedition. Trotzdem erzählen diese Zahlen höchst verblüffende und seltsame Dinge; denn an den ersten beiden Tagen nach dem Pol legten Fuchs und Messner segelnd die kaum faßbare Distanz von 156 Kilometern zurück.

Die kühnsten Erwartungen, das Segeln ab Pol betreffend, schienen sich auf Anhieb zu erfüllen. Auch schien es zu bestätigen, daß die nach wie vor blutunterlaufenen Füße Arveds sich nicht verschlimmert haben und der Schmerz für ihn zu ertragen ist, solange er keine Skistiefel anziehen muß, sondern auf guter Oberfläche seine weichen Eskimostiefel, „Kamix" genannt, tragen kann.

Aber schon am dritten Tag standen die beiden Männer still. Und in den folgenden acht Tagen kamen sie nur mühseligst weiter: 5 Kilometer, dann zweimal 18, dann eine Steigerung auf 31 Kilometer, dann zwei Tage Stillstand, dann wieder 12 und 14 Kilometer. Offenbar waren Messner und Fuchs auf die Felder gefrorener Schneewehen gestoßen, die 1986 dem Engländer Robert Swan und seinen beiden Gefährten auf ihrem Fußmarsch zum Pol Qualen bereitet hatten – Sastrugi-Felder, die Amundsen als „Tanzboden des Teufels" bezeichnete.

Trotz des unerhörten Anfangssprungs reduzierte sich dadurch die Durchschnittsgeschwindigkeit der beiden so stark, daß wieder zweifelhaft wurde, ob sie es in 40 Tagen nach McMurdo schaffen können. Für diesen Fall haben sich die Reisenden die Option vorbehalten, ihre Expedition vorzeitig abzubrechen – und zwar nach der guten Hälfte des Wegs vom Pol nach McMurdo bei der Position 83 Grad 30 Minuten Süd. Das ist am Fuß des Beardmore-Gletschers und am Beginn des Ross-Eisschelfs. Reinhold hat die beiden Möglichkeiten für die SPIEGEL-Berichterstatter und die kanadischen Antarktisflieger von Adventure Network so formuliert:

1. Wenn wir am 30. Januar an 83 Grad 30 Süd vorbei sind, gehen wir weiter nach McMurdo.

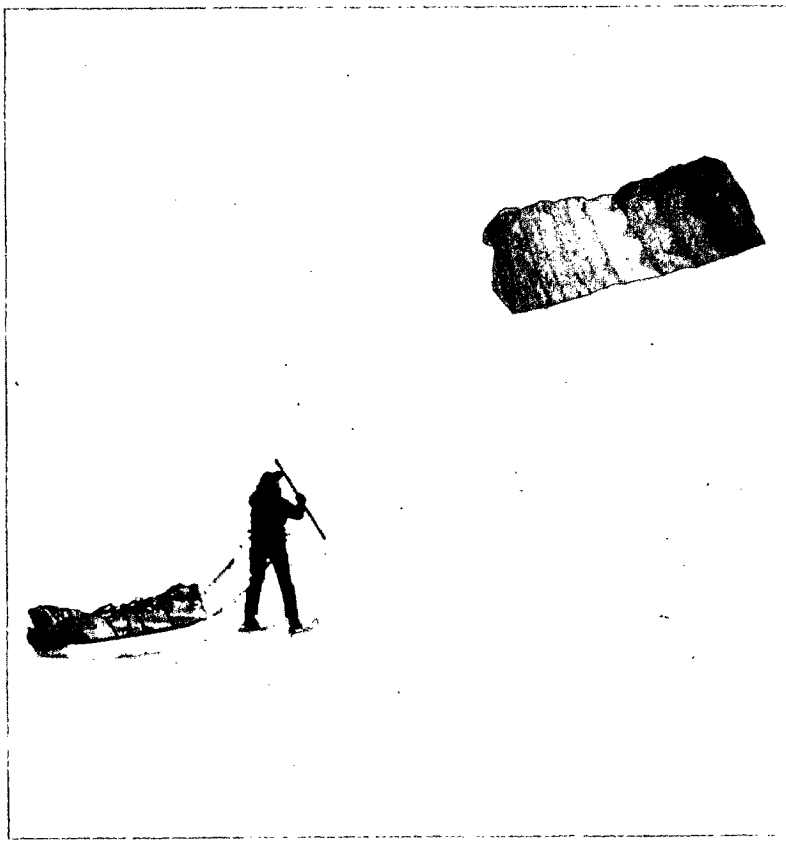
2. Wenn wir 83 Grad 30 erst *nach* dem 30. Januar erreichen und (über Argos erkennbar) drei Tage an dieser Position verbleiben, heißt das: Holt uns bitte dort ab mit dem Network-Flieger. Landepiste vorbereitet.

Eine umständliche Verständigungsmethode, aber die einzig brauchbare in der Situation. Und im Notfall? Wenn sich einer ein Bein bricht? Von einer schweren Krankheit befallen wird? In eine Gletscherspalte fällt?

Dann dauert es lange – zu lange –, bis Hilfe kommt. Denn erst, wenn die beiden sich vier Tage lang laut Argos nicht von der Stelle bewegen, soll nach Messners Anweisung die Rettungsaktion beginnen; mit dem Flugzeug; von dem Kanadier-Camp Patriot Hills aus, fast 2000 Kilometer entfernt.

★

Die Expedition von Messner und Fuchs kostet rund 1,3 Millionen Mark – und der Löwenanteil daran entfällt auf Flüge von Adventure Network. Es ist die preiswerteste Durch-

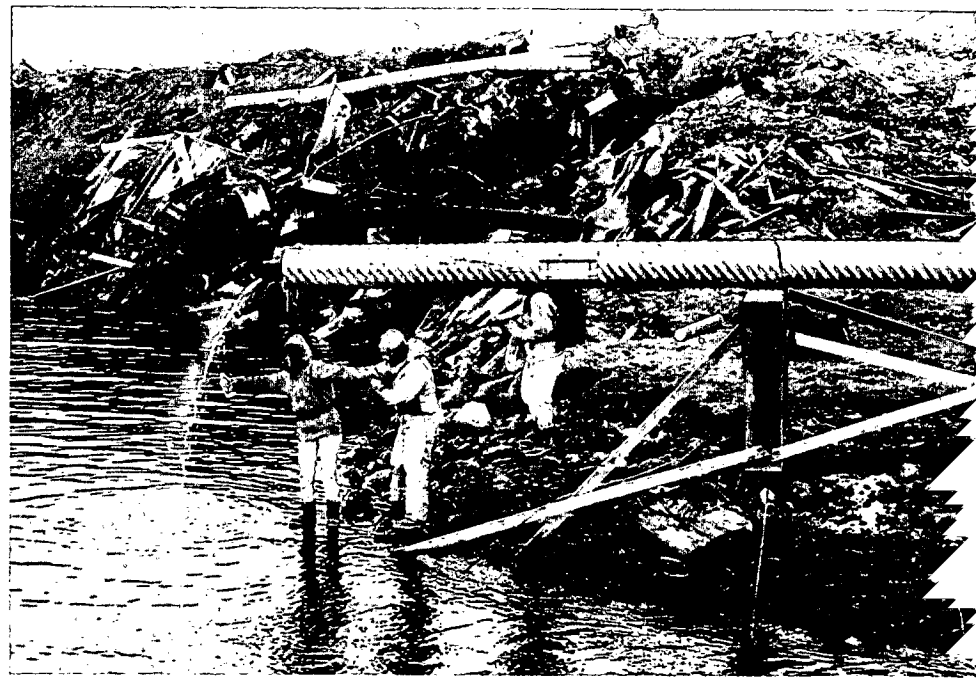


**Messner mit Gleitschirm-Segel:** In zwei Tagen 156 Kilometer

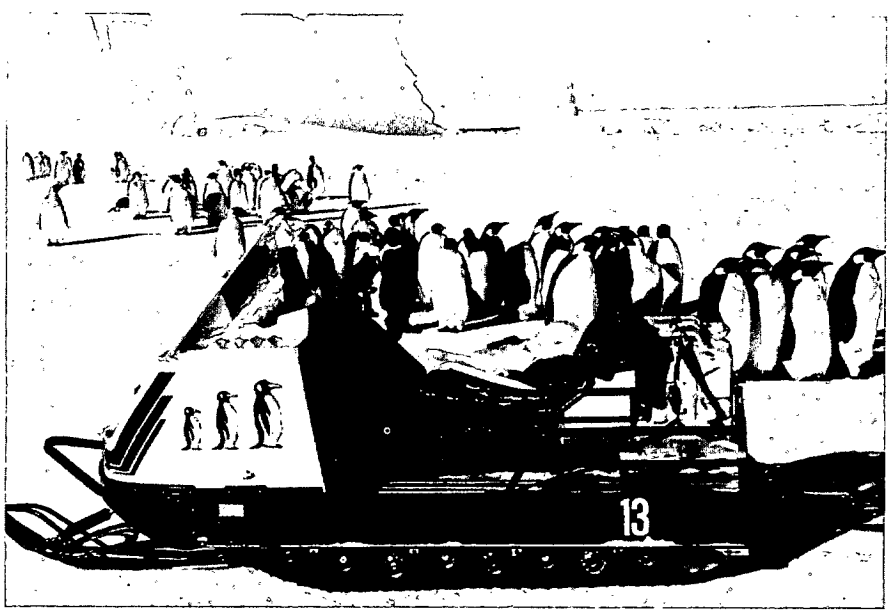
querung, die je in der Antarktis unternommen worden ist.

Gemessen an seinen Himalaja-Touren, ist es dennoch der mit Abstand teuerste Trip Messners bisher, zu finanzieren nur über Sponsoren – wobei er nicht zu erwähnen vergißt, daß schon um 1830 Unternehmer Expeditionen subventionierten, um ihren Namen geehrt zu sehen (so wurde die nordkanadische Boothia-Halbinsel nach dem Londoner Gin-Produzenten Booth benannt). Einer der beiden Hauptsponsoren, deren Namen dick auf Anzug und Schlitten prangen, ist Reinhold Würth, ein schwäbischer Fabrikant in Künzelsau, der für mehr als zwei Milliarden Mark im Jahr Handwerkerbedarf und Montageteile umsetzt und sich als Pfeiler der Leistungsgesellschaft profilieren möchte (SPIEGEL 39/1989).

Der zweite, eher umstrittene Großsponsor ist Opel. Gegen den Vorwurf, er lasse sich ausgerechnet von der umweltverwüstenden Autoindustrie unterstützen, rechtfertigt sich Messner mit dem Argument, Opel sei den übrigen Marken



**Abwassereinleitung bei der McMurdo-Station*:** Einst sauberster Platz der Welt




**Schneemobil, Kaiserpinguine:** Landepisten quer durch Tierkolonien

durch konsequenten Katalysator-Einbau voraus in der Umweltvernunft. Außerdem, meint er, sei es doch witzig, wenn er in Opels Namen die motorlose Fortbewegung propagiere.

Doch um das Messner/Fuchs-Unternehmen zu verstehen, zu beurteilen – oder auch zu kritisieren –, muß man es in Beziehung setzen zu dem, was drum herum geschieht in der Antarktis. In Beziehung zum Beispiel zu der Hundeschlitten-Expedition, die in diesem südpolaren Sommer gleichfalls die Antarktis durchkreuzt auf einer ungemein langen Route von 6400 Kilometern.

Organisiert und angeführt von dem amerikanischen Husky-Züchter Will Steger, von dem französischen Arzt und Bergsteiger Jean-Louis Etienne und dem russischen Polarforscher Wiktor Bojarski, ist daraus ein vergleichsweise hypertrophes Unterfangen geworden, das im Namen tiefgefrorener Völkerfreundschaft von großindustriellen Sponsoren (wie dem Chemiekonzern Dupont) ebenso unterstützt wird wie von der großen Sowjetunion.

Elf Millionen Dollar beträgt allein der westliche Geldaufwand, die russischen Sachleistungen nicht gerechnet. Eine dickbäuchige Iljuschin-76-Transportmaschine brachte Hunde und Ausrüstung von den USA an den Rand der Antarktis – mit einem ungeplanten Zwischenstopp wegen Triebwerksdefekts auf dem tropischen Kuba, wo zwei Polarhunde vor Hitze starben.

Weil sich Steger, Etienne und Bojarski eine extrem lange Strecke von der westlichen in die östliche Antarktis (wo die Sowjets ihre Hauptstationen haben) ausgesucht hatten, mußten sie und ihre Gefährten (ein Japaner, ein Chinese, ein Brite) sehr früh von ihrem Startpunkt auf der Antarktischen Halbinsel losziehen – Ende Juli 1989, als auf dem Kontinent noch die Winternacht herrschte. So gerieten sie in Eisstürme und Temperaturstürze bis 45 Grad minus, die sie allein im September elf Tage lang in ihren Zelten festhielten.

Mitte letzter Woche waren die sechs Männer aus sechs Nationen auf ihrer „brüderlichen Odyssee" (Etienne) 176 Tage unterwegs, knapp ein halbes Jahr: ein schwer vorstellbares Pensum – und noch ein Viertel ihrer Route haben sie vor sich. „Das kann aufregend sein, mit so einer Hundemeute loszutoben", sagt Arved Fuchs, der mit Hundeschlitten quer durch Grönland gefahren ist. „Aber es ist weniger doll, wenn du mehrmals am Tag die vollgepißten und kotigen Zugleinen entwirren mußt, weil die Kerle schon wieder übereinander hergefallen sind."

„Die Hunde", sagt Jean-Louis Etienne, „sind unsere Helden." Und Opfer. Denn auch für die Huskies ist die Antarktis grausamer als das Eskimoland im Norden, aus dem sie stammen und dem sie angepaßt sind. Zwei von ihnen sind am Anfang der Reise an der übergroßen Kälte zugrunde gegangen. Ei-

* Greenpeace-Mitarbeiter bei einer Probenahme.

nem erfror sein rechtes Hinterbein, das zu schwären begann. Er wurde 3000 Kilometer zurückgeflogen nach Punta Arenas in Südchile, wo man ihm erst das Bein abnahm und ihn dann schließlich doch einschläfern mußte.

Ein anderer von Stegers selbstgezüchteten Hunden erfror sich den Penis so unglücklich, daß das Organ unter dem Druck des zu Eis erstarrten Urins innerlich aufriß. Bob Beattie, ein amerikanischer Fernsehreporter von ABC-Sports, erzählte die Geschichte unter Freunden und hatte dabei vor mitmännlicher Empathie Tränen in den blauen Augen.

Doch seinen Zuschauern daheim verriet er nichts dergleichen. Sie sollen sich an der wackeren Husky-Schar erbauen, sollen die furchterregenden Rachen und liebeshungrigen Blicke sehen, sollen im Geist durch das wehende Fell der rauhen Gesellen streichen und sich überlegen, ob sie nicht demnächst auch ihrem eigenen Kläffer das neue wissenschaftliche Hundefutter („Science Dog Food") anbieten sollen, das Will Steger zusammen mit der Hills Company in Topeka/Kansas entwickelt hat und woraus der wortkarge Waldmensch aus Minnesota kein Geheimnis macht.

Auch Reinhold Messners eingestandener „Kommerzialismus" wirkt neben dieser sich selbst parodierenden Marketing-Mentalität noch immer so ländlich-sittlich wie das Sackhüpfen und Wurstschnappen auf einem Südtiroler Schützenfest. Gemessen am Aufwand allein für die Hunde Stegers, die, wenn sie ermatteten, zur Erholung nach Südchile ausgeflogen wurden, wirkt das Unternehmen von Messner und Fuchs bescheiden und umweltschonend.

Aber ist ein Mann wie Reinhold Messner nicht trotzdem schuld an den Plagen des Tourismus, der, wohin er auch kommt, das Abenteuer zerstört, das er seinen Kunden verspricht? Hat Messner nicht so lange die Achttausender des Himalaja bestiegen, bis in den Tälern die Trekking-Gruppen einander auf die Füße traten und er es selber dort nicht mehr aushielt vor lauter Alpinisten, die vor den Bergen Schlange stehen, um ihm nachzueifern?

Darauf erwidert Messner, daß all diese Bergsteiger ihm keineswegs nacheifern; denn sie benutzten durchweg künstlichen Sauerstoff, um auch nur in Gipfelnähe zu kommen: „Gut 200 Leute sind bisher auf dem Everest gewesen. Von ihnen ist nicht einmal Jerzy Kukuczka ohne künstlichen Sauerstoff gegangen*. Wäre es verboten, Sauerstoff zu benutzen, wären die Himalaja-Berge leer."

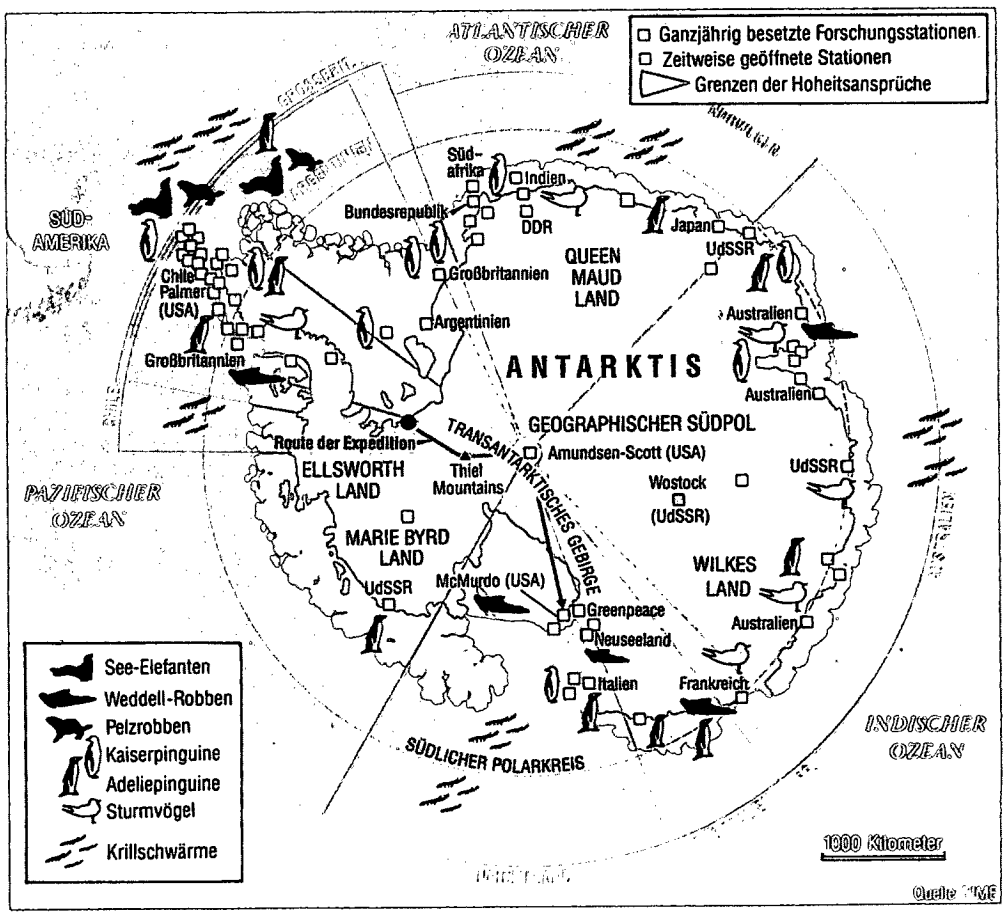
Könnte es der Antarktis nicht ähnlich ergehen? Erst kreuzen Messner und Fuchs „by fair means" ohne Schlittenhunde und Motorfahrzeug die schweigende Unermeßlichkeit des unwiderruflich letzten Kontinents. Dann fallen Krethi und Plethi ein mit Jets und Hubschraubern und Schneemobilen.

Schon seit Jahren kann man für ein Minimum von 5000 Dollar pro Kopf (oder 10 000 Dollar in der Luxusklasse) vom Südende Südamerikas aus Kreuzfahrten in die Antarktis unternehmen – auf Schiffen, die wie eingeschrumpfte Ocean-Liner aussehen, nur um 120 Plätze haben und Namen wie „Lindblad Explorer" oder „World Discoverer" tragen.

Durch die ruppige Drake-Passage vor Kap Hoorn führt ihr Kurs zur Antarktischen Halbinsel, die bis über den Polarkreis hinaus nach Norden ragt und deren zerklüftete Küste im Kontrast zur Eisesstarre des Binnenlands von Leben wimmelt wie die Copacabana – nur noch exotischer: Pinguine fast aller Spezies, Robben, trompetende See-Elefanten, Albatrosse, Kormorane, Sturmvögel und Seeschwalben in kreisenden Schwärmen vor dem Hintergrund steil aus dem Meer aufragender Berge, kalbender Gletscher, erhaben vorbeiziehender Eisberge.

Die Passagiere dieser Kreuzfahrten werfen nicht mit leeren Bierflaschen nach Seeleoparden, und sie legen großen Wert darauf, daß ihr Schiff keinerlei Abfall in die antarktischen Gewässer pumpt. Auch werden diese Reisen heute fast stets von Biologinnen und Gletscherkundlern begleitet, die an Bord launig dozieren und bei Landausflügen darauf achten, daß die Pinguine bei ihrer Begegnung mit dem einzigen anderen aufrecht gehenden Lebewesen dieser Erde kein bleibendes seelisches Trauma erleiden.

Dann gibt es die Extratouristen, die für ein paar Dollar mehr, nämlich 30 000, mit den kanadischen Antarktispiloten von Adventure Network für ein paar Stunden zum Südpol fliegen. Und schließlich die sportlichen Mittdreißiger, die sich danach verzehren, vom Kanadier-Camp Patriot Hills aus das Vinson-Massiv zu besteigen, mit 4897 Metern höchste Erhebung des Südkontinents (die freilich bis fast zur Hälfte ihrer Höhe im Eis steckt). Es gibt Skiwanderer, die von den Farben und Spiegelungen des Südlichts betört sind, und Hot-Dogger, die sich ihren Kick damit holen, daß sie noch nie zuvor befahrene




* Der Pole Jerzy Kukuczka war der bislang einzige Mensch, der nach Reinhold Messner alle 14 Achttausender-Berge erklomm, in einigen Fällen aber auf Sauerstoffhilfe zurückgriff. Kukuczka stürzte im Oktober 1989 in der Lhotse-Südwand tödlich ab.

Schneehänge auf der Halbinsel „entjungfern".

Aber wie bizarr auch sein mag, was sie treibt und was sie treiben – die meisten dieser Besucher haben Umweltverstand und geben sich Mühe, sowenig Spuren wie denkbar in der Antarktis zu hinterlassen. „Erst in der Sauberkeit des Eises wird dir wirklich bewußt, welches Unmaß von Müll unsere Zivilisation produziert", sagt Mike Sharp, der Camp-Manager in Patriot Hills. „Jede Suppenpackung, jeder Benzinkanister beleidigt dein Auge. Und kein Weg führt hier an der Erkenntnis vorbei, daß auch dein eigener Körper in erster Linie Abfallproduzent ist."

In Patriot Hills landen die höflich als „human waste" umschriebenen Verdauungsrückstände in einer Latrine, bestehend aus einem alten Brennstoff-Faß, in



**Husky-Expedition bei Durchquerung der Antarktis:** „Die Hunde sind unsere Helden"

dem ein schwarzer Plastiksack hängt, und einem darüber errichteten Thron, das Ganze umgeben von einer Eismauer, die dem Windschutz und der Diskretion dient. Und nicht nur jeglicher Verpackungsmüll, auch die gefrorenen Fäkalien in den Plastiksäcken werden in der viermotorigen, zählebigen DC-6 von Adventure Network zurück in die bewohnte Welt geflogen und beim Klärwerk in Punta Arenas abgeliefert.

Auch Arved Fuchs und Reinhold Messner nehmen den Verpackungsmüll von ihren Zeltplätzen mit. Was sich bis zum Südpol angesammelt hatte, haben sie dort bei der amerikanischen Müllsammelstelle abgegeben – ein Klacks neben dem „garbage", den die Polstation stündlich absondert. Doch auf den am Pol frischbeladenen Schlitten war kein Platz mehr dafür. „Auch die Hundeschlitten-Expedition hält sich an die No-garbage-Regel", notierte Messner in sein Tagebuch. Er und Fuchs stießen auf dem Weg zum Pol auf zwei Lagerplätze der Husky-Lenker und fanden sie, von Hundeködeln abgesehen, „penibel aufgeräumt".

Trotzdem haben die Leute recht, die den Eiskontinent – als letzte Wildnis – von Umweltwandalen bedroht sehen. Denn die antarktische Küste ist von verschrotteten Traktoren, abgewrackten Baracken und ausrangierten Öltanks übersät. Abwässer und Jauche laufen ungeklärt ins Meer und vergiften die Küstengewässer. Müllberge brennen blakend in offenen Gruben und verpesten die sonst unvergleichlich klare Luft. Ständig umherknatternde Hubschrauber verstören die Tierwelt, und mit der brutalen Gewalt von Dynamit und Bulldozern werden neue Landepisten durch ufernahe Pinguin-Kolonien vorgetrieben.

Sogar das Magazin *Time*, das noch an der dunkelsten Wolke einen Silberstreif findet, mußte jüngst erkennen: „Schon jetzt haben die menschlichen Invasoren der Antarktis einen schrecklichen Schlamassel an einem Platz angerichtet, der noch bis vor kurzem der sauberste der Welt war."

Aber nicht gegen die Touristen, nicht gegen Messner oder Fuchs oder die Husky-Männer, nicht gegen Adventure Network muß diese Anklage sich richten. Die Schuld am Schlamassel trifft die 18 Staaten, die sich seit dem Ende der fünfziger Jahre in der Antarktis festgesetzt haben.

Bis zu 80 zum Teil ständig besetzte, zum Teil nur im Sommer benutzte Stationen haben diese Nationen rings um den Südkontinent errichtet. Bis auf die zwei permanenten Basen auf dem Inlandeis (eine russische, Wostok, und die US-Südpolstation) drängen sich diese Stützpunkte an der Küste auf den zwei Prozent des antarktischen Territoriums, die zumindest im Sommer eisfrei sind und wo die Tiere ihre angestammten Lebensräume haben (siehe Grafik Seite 197).

Allein auf King George, einem länglichen Felseiland an der Spitze der Antarktischen Halbinsel, sitzen wie kackende Hühner auf der Stange zehn Stationen: Henryk Arctowski (Polen), Jubany (Argentinien), Rudolpho Teniente Marsh und Presidente Frei/Fildes (Chile), Commandante Ferraz (Brasilien), Bellingshausen (UdSSR), Große Mauer (China), Artigas (Uruguay), King Sejong (Korea), Machu Picchu (Peru). Nur die Polen klären ihr Abwasser, ehe sie es ins Meer laufen lassen. Der chinesische Stützpunkt dagegen gilt unter Kennern als der schmutzigste, am wenigsten hygienische.

Aber niemand und nichts besudelt die Umwelt annähernd so gründlich wie die cleanen Amerikaner und ihre Meister-Proper-gepflegte, wassergespülte Hauptbasis McMurdo am Ross-Meer, wo sich in der Sommersaison bis zu 1200 Frauen und Männer ansammeln. Seit Jahren prangert Greenpeace die Übelstände an, die flagrant gegen die schon 1964 international vereinbarten „Maßnahmen zum Schutz der antarktischen Flora und Fauna" verstoßen und selbst das vom US-Kongreß 1978 beschlossene „Antarktische Schutzgesetz" mißachten.

Im letzten Jahr endlich war die Rede davon, zum Beispiel die surreale Schrotthalde bei McMurdo aufzuräumen. Tatsächlich wurden am Ende des Winters Tonne um Tonne Alteisen (auch viele Altmotoren mit Altöl drin) auf raupengetriebenen Lkw weggekarrt. Aber wohin? Zu einem Dampfer, der den Krempel wieder dahin zurückbringt, wo er herkam? Falsch. Der Schrott wurde aufs Eis vor die Küste an der McMurdo-Bucht gefahren und dort aufgehäuft. Dann ließ der Basiskommandant das Eis mit Dynamit sprengen und den Schrottberg im Wasser der Bucht versinken. Weg war er.

Was will einer da von den anderen Antarktis-Nationen erwarten? Sie haben ihre Stationen nach dem 1961 in Kraft getretenen Antarktis-Vertrag gebaut. Er fordert zwar, daß der Eiskontinent kei-

nem Staat politisch zugehören und nur dem Frieden und der Wissenschaft geweiht sein soll. Entscheidend aber ist die Verfügung, daß nur dann Staaten das Recht haben, in der Antarktis mitzubestimmen, wenn sie dort eine permanente Basis unterhalten und wissenschaftliche Forschung betreiben.

Heute ist daraus ein groteskes Monopoly-Spiel um Platzhalter-Rechte, Rohstoff-Spekulationen und nationale Besitzansprüche geworden.

Argentinien betrachtet die ganze Antarktische Halbinsel als eigenes Gebiet und hat dort sieben Stationen hingesetzt, die viel Sonderbares treiben, nur keine reine Forschung. Die argentinische Armee hat eine schwangere Soldatenfrau hingeflogen und dort gebären lassen, um über das Kind eine Art antarktisches Heimatrecht zu reklamieren. Inzwischen haben sie auf der Basis Esperanza sogar eine kleine Klippschule aufgezogen für Niños, die ihre Väter besuchen.

Auch die Chilenen halten die Halbinsel für einen Bestandteil ihrer Südprovinz, die sie offiziell „Magallanes y Antartidá Chilena" nennen. Auch sie haben sieben Stationen dort, darunter den vertragswidrigen Luftwaffenstützpunkt Marsh. Überschrift in der Regionalzeitung *La Prensa Austral*: „Unsere Luftwaffe festigt in der Basis Marsh die chilenische Souveränität in der Antarktis".

David Drewery, der Chef der britischen Antarktis-Operation, hat es vor wenigen Monaten als erster gewagt, die Anarchie, die im Reich des Blizzards eingerissen ist, wenigstens andeutungsweise zur Sprache zu bringen. Über seine Beobachtungen auf der Halbinsel sagte er in Cambridge lakonisch: „Ich habe eine chilenische Basis besucht, auf der es hundert Leute gab, aber keinen einzigen Wissenschaftler."

Doch auch die Wissenschaft, die wirklich ausgeübt wird – auch die deutsche in der Georg-von-Neumayer-Station und auf dem Forschungsschiff „Polarstern", dem Luxusdampfer der Antarktis –, auch diese Wissenschaft ist von einem, der sich damit befaßt hat, mit einigen ebenso bösen wie schönen Sätzen charakterisiert worden. Was der österreichische Autor Christoph Ransmayr in seinem Arktisbuch „Die Schrecken des Eises und der Finsternis" über eine Forschungsfahrt im Nordmeer schreibt, trifft nicht minder, was im tiefgekühlten Süden geschieht:




**Messner, Fuchs:** Probleme auf dem „Tanzboden des Teufels"

> Dann werden Kranarme ausgefahren, Datenbojen im Eis versenkt und Schlauchwaagen zur Messung der Oberflächenkrümmung des arktischen Ozeans ausgelegt. Die Zoologen schießen Robben und Vögel, um die über lange Nahrungsketten ins Blut der Polartiere gelangten Industriegifte des Südens nachzuweisen. Die Geologen entnehmen dem Eismeergrund unermüdlich Bodenproben und können ihr Interesse an allfälligen Erdölvorkommen nur mühsam hinter der Reinheit der Wissenschaft verbergen.

So ist das wohl: Der eine Teil der polaren Forschung untersucht, vom Ozonloch bis zum PCB im Robbenblut, all die Schäden, die von der angewandten Wissenschaft bereits verursacht worden sind. Der andere Teil dagegen liefert die geologischen Daten, die, ob es den Forschern gefällt oder nicht, der Erschließung gewaltiger neuer Schadensquellen dienen werden, als da sind: Ölreserven; Erdgas-Vorkommen; Bodenschätze wie in Südafrika und Südamerika, mit denen der spätere Eiskontinent vor 200 Millionen Jahren verbunden war: Kupfer, Zinn, Platin, Uran, Gold.

Da erscheint es nur konsequent, daß die Umweltschützer dieser Erde die Antarktis versperrt sehen wollen für die Suche nach und die Ausbeutung von Bodenschätzen. Sie wollen einen rundum geschützten Weltpark daraus machen, den Menschen nur unter strengen Auflagen besuchen dürfen – sie sollen sich, zum Beispiel, an Land nur zu Fuß bewegen dürfen, wie Fuchs und Messner es heute schon tun.

„Wenn wir die Antarktis nicht schützen können, ehe sie irreparabel verhunzt wird, welche Hoffnung gibt es dann noch für die Umwelt der bewohnten Kontinente?" argumentiert Kelly Rigg von Greenpeace International in Amsterdam. Doch niemand hat besser erklärt als Reinhold Messner, warum die „Heimat des Blizzards" (wie es der Australier Douglas Mawson einmal nannte) als letzte Wildnis erhalten werden muß: „Wenn wir Luft und Wasser verpesten, sterben wir. Wenn wir immer mehr von der Wildnis wegschneiden, wird der Mensch auch eingehen, und zwar an seelischer Verkümmerung. Auch wenn er nie hinkommt, muß er wissen, daß es da draußen etwas gibt, das ungezähmt geblieben ist."

★

Nach dem stürmisch dahinsegelnden Beginn – 156 Kilometer in zwei Tagen – gerieten Fuchs und Messner offenbar erneut auf die „Tanzböden des Teufels". Sie kamen mit ihren immer noch mehr als 100 Kilo schweren Schlitten nur kriechend voran; denn es wäre halsbrecherisch, auf Sastrugi-Feldern zu segeln. Bis zum elften Tag ab Pol (13. Januar) war ihre Durchschnittsgeschwindigkeit trotz des brillanten Starts auf knapp 13 Seemeilen (24 Kilometer) gesunken.

Das sah besorgniserregend aus: Bei diesem Tempo würden sie mehr als 60 Tage brauchen, um die Küste an der McMurdo-Bucht zu erreichen. Sie haben aber nur für 40 Tage Proviant auf den Schlitten. Auch wäre dann der antarktische Winter über sie hereingebrochen wie einst über Captain Scott.

Am 14. Januar bewältigten sie 31 Kilometer, offenbar wieder ohne Segel: keine Sastrugi mehr, aber auch kein Wind. Auch diese Distanz, wiewohl schwer erkämpft, brachte nicht viel für den Reisedurchschnitt. Doch am folgenden Tag schlugen die beiden wieder zu. Die Argos-Position vom 15. Januar abends ließ keinen Zweifel: Sie hatten an diesem einen Tag 56 Seemeilen (104 Kilometer) zurückgelegt. Am Tag darauf waren es noch einmal 59 Kilometer.

Auf einmal hatten sie in zwei Wochen fast 500 Kilometer bewältigt. Auf einmal standen sie am oberen Ende des Beardmore-Mill-Gletschersystems. Vor ihnen lag das Transantarktische Gebirge, dessen Felshäupter den breiten Eisstrom des Gletschers säumen – ein Anblick, der alle überwältigte, die ihn je sahen.

Bis Donnerstag abend letzter Woche waren sie schon 57 Kilometer weit in das Gletschersystem vorgedrungen. Bis McMurdo waren es noch 840 Kilometer, davon 200 Kilometer über Gletscher und Gletscherspalten. ◄